Zeitschrift: Beiträge zur nordischen Philologie
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Skandinavische Studien
Band: 24 (1995)

Artikel: Halldór Laxness : die Romane : eine Einführung
Autor: Friese, Wilhelm
Kapitel: "Von daheim ging ich fort" : Frühe Prosa
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-858273

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Von daheim ging ich fort»: Frühe Prosa

Gerade zwei Jahre alt ist das 20. Jahrhundert, als in der isländischen Hauptstadt, dem nur wenige Tausend Einwohner zählenden Reykjavik, Halldór Guðjónsson am 23. April geboren wird. Dreijährig zieht er mit seinen Eltern, dem Straßenbaumeister Guðjón Helgi Helgason und dessen Frau Sigríður Halldórsdóttir, auf den Bauernhof Laxnes, wenige Kilometer östlich von Reykjavik: «Ein Pferdezug braucht von der Hauptstadt für diese Strecke vier Stunden. Damals wurden Entfernungen danach gemessen, wieviel Zeit es braucht, ein Lastpferd von einem Ort zu einem anderen im Schlepptau zu führen. Heute benötigt ein Auto eine Viertelstunde für diese Strecke.» Der Laxnes-Hof wird in der Rückerinnerung des siebzigjährigen Halldór Laxness, nun der weltberühmte Nobelpreisträger, zu einer Art Paradies: «Manchmal bilde ich mir ein: dies war die Wiese der Völuspá, der Idarvöllur, wo die Götter nach Ragnarök wieder zum Leben erwachen. Es war eine isländische Hauswiese, ein Tun.» Im Titel des Buches, in dem wir diese Sätze lesen, tauchen die Worte wieder auf: «Auf der Hauswiese» (Í túninu heima, 1975, dt. 1978). Halldór Laxness läßt in diesem schmalen Band seine Kindheit und Jugend lebendig werden, Dichtung und Wahrheit lassen sich nicht immer leicht ausmachen, doch bieten die Erinnerungen ein amüsantes Lesevergnügen, wirkt doch alles, wenn auch bisweilen ein wenig kunterbunt, durch den Vortrag, eine lässige Trockenheit und einen Humor, der keine Miene verzieht.

Auf dem Laxnes-Hof, in dieser kleinen und kargen Welt, «die für einige Zeit mein Himmel und meine Erde werden sollte», wird in dem jungen Halldór beim «ausgiebigen Bücherlesen» sehr früh das Verlangen übermächtig, selbst Bücher schreiben zu wollen. Mit sieben Jahren schon beginnt er, «Geschichten aus mir selbst» auf alles ihm in die Hände fallende Papier niederzukritzeln, und als er mit zwölf Jahren das elterliche Haus verläßt, um die Schule in Reykjavik zu besuchen, ist er eben dabei, einen «der längsten Romane, die jemals in isländischer Sprache geschrieben wurden», zu schreiben. Gleich so manchem Manuskript dieser frühen Jahre ging auch dieses verloren, sicher kein großer Verlust für die isländische Literatur.

Die erste Prosaarbeit, die die Bezeichnung Roman verdient, erscheint 1927, sie trägt den märchenhaften und zugleich geheimnisvollen Titel

«Der große Weber von Kaschmir». Voraus gehen zwei andere Veröffentlichungen: «Das Naturkind» und «Am heiligen Berg»; die erstgenannte Publikation ist ein schmales Stück Prosa, eher eine Novelle als ein Roman, die zweite ist nicht mehr als das Bruchstück eines geplanten größeren Vorhabens, beide Publikationen sind Schreibversuche eines jungen Autors, kaum mehr.

«Auf Kosten des Verfassers» – heißt es auf dem Titelblatt – Halldór frá Laxnesi, seinem Vornamen setzt er den Herkunftsort hinzu, erscheint 1919 «Barn náttúrunnar» («Das Naturkind»), eine «Liebesgeschichte». Wir erfahren von einem jungen Isländer, der aus Amerika nach Island zurückgekehrt ist; jenseits des Atlantiks hat er es zu einigem Reichtum gebracht, doch nun plagt ihn sein Gewissen, hat er doch sein Geld ohne Rücksicht auf die Mitmenschen und häufig mit unredlichen Mitteln erworben. Seinen Kinderglauben hat er dort drüben gleichfalls verloren, auch hat ihn eine Enttäuschung in der Liebe zu einem Frauenfeind werden lassen. Randver Olafsson, so heißt die männliche Hauptfigur, erweckt den Eindruck eines sehr erfolgreichen Mannes, doch das wahre Lebensglück hat ihm das Geld nicht gebracht: «Denn was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, doch dabei seine Seele Schaden nimmt» (Kap. 3). Von einem alten Bauern erfährt er, was ihm allein die wahre Lebensfreude bescheren könnte: die Mühen selbständiger Arbeit auf eigenem Grund und Boden.

In Hulda begegnet der vom Leben enttäuschte Islandheimkehrer der Tochter eines verwitweten Bauern, die in völliger Freiheit aufgewachsen ist. «Sie ist weder getauft noch konfirmiert, sie hat nicht an der Katechese teilgenommen und hat kein Gebet gelernt», läßt der Bauer Randver wissen, «allein die Natur hat sie erzogen» (Kap. 4). Das Mädchen folgt allein ihrem Instinkt, Moralvorstellungen sind ihr völlig unbekannt, selbstsüchtig ist das «Naturkind» und trägt ein «kaltes Herz» in ihrer Brust (ebd.), sie besitzt keine Seele und unterscheidet sich auf keine Weise von Randver.

In Huldas Nähe vergißt Randver all seinen Haß auf die Frauen; sie lernen einander schätzen und lieben und beschließen schließlich, ihre Zukunft gemeinsam zu gestalten. Sie hofft, mit ihm die herrliche Welt des Südens erleben zu können, doch als Randver ihr vorschlägt, gemeinsam mit ihm ein einfaches Leben auf dem Lande zu beginnen, schleudert sie ihm erbost ein «Nie» (Kapitelüberschrift des Kap. 13) entgegen. Zutiefst enttäuscht trennt er sich von ihr, läßt sich immer mehr gehen und verfällt dem Alkohol, es geht rapide bergab mit ihm: ein Bild des Jammers. Sie tröstet sich mit einem anderen Mann, doch als sie mit ihm das Land verlassen will,

begegnet sie Randver, das Bild des Elends erweckt ihre Liebe zu ihm aufs neue, und so beschließt sie, bei ihm zu bleiben und mit ihm ein gemeinsames Leben zu führen. Im letzten (25.) Kapitel lesen wir, daß sie – so die Überschrift des Kapitels – einem «ewigen Frühling» entgegen gehen, haben sie sich doch für das wahre Leben entschieden und sind auf dem Weg zu Gott. Ein dankbarer Blick zum Himmel und ein gemeinsames Gebet beschließen den schmalen Roman. In Randvers «Himmlischer Vater! Gib uns heute unser tägliches Brot!» stimmt Hulda bewegt mit den Worten ein: «Und vergib uns unsere tägliche Schuld!» Das sind die letzten Worte des Romans.

Im Sommer 1918 beginnt Halldór Laxness – er ist also nicht älter als 16 – mit der Arbeit an dem Manuskript, im Oktober 1919 erscheint «Das Naturkind» auf dem Buchmarkt. Der jugendliche Debütant weilt zu diesem Zeitpunkt nicht mehr in Island, hatte er doch wenige Monate zuvor die heimatliche Insel verlassen, seine erste Reise in die große Welt führte ihn nach Kopenhagen. Zur Korrektur der Druckfahnen hatte er keine Zeit, ihm lag einzig daran, daß ein Prosastück von ihm gedruckt wurde. Das Manuskript landete nicht im Papierkorb, wie so viele Tausende von Seiten zuvor. Der selbstbewußte und von seinem schriftstellerischen Können überzeugte junge Autor sah endlich seine Bemühungen zwischen zwei Buchdeckeln.

Viele Worte über dieses Stück Prosa zu verlieren, lohnt sich wohl nicht. Was den schmalen Band noch heute interessant macht, ist allein der Umstand, daß sich in diesem so bemühten und letztlich doch dilettantischen Roman Motive ausmachen lassen, die in späteren Werken des Autors erneut und verstärkt auftreten werden. Für Kenner der neueren skandinavischen Literatur ist auch leicht auszumachen, welche Lektüre den sechzehnjährigen Laxness besonders stark beeindruckt hat: Das sind zum einen die Bauernerzählungen des Norwegers Björnstjerne Björnson, zum anderen Selma Lagerlöfs Geschichten von schwedischen Bauern; einmal läßt der Erzähler sogar seinen männlichen Protagonisten in dem 1901 erschienen Roman «Jerusalem» lesen, jenes Werk, in dem die Natur Dalarnes und der Alltag des bäuerlichen Daseins das Lebensglück bringen, nicht aber jene religiöse Schwärmerei, die das Paradies auf Erden im Heiligen Land zu finden hofft (Kap. VI). Die Botschaft von der Glück und Zufriedenheit bringenden Arbeit auf der heimatlichen Scholle hat Laxness in die isländische Umwelt übertragen, aber auch das bei ihm zu findende ethisch-religiöse Pathos dürfen wir auf den norwegischen Nobelpreisträger und die schwedische Nobelpreisträgerin zurückführen. Die Figuren des Romans bleiben merkwürdig blaß und zeigen kein Profil, dies

gilt für die Nebenfiguren – die Bauern –, aber auch für Hulda und Randver. Sie sind keine Menschen, sie sind Typen und stehen für Lebenshaltungen: für Zivilisation und Natur, für Intellekt und Gefühl. Die Charakterschwächen der beiden Hauptfiguren werden durch den Glauben an die heilbringende Kraft körperlicher Arbeit auf eigenem Grund und Boden überwunden, den Weg der beiden markiert der Erzähler durch Verwendung leicht verständlicher Symbole und Zeichen: Bergbesteigung, Kreuzweg, Nebel, Tauwetter, Gewitter u.ä. Auch die Struktur des Romans folgt einem einfachen Schema: exakt in der Mitte des Romans, der 25 Kapitel zählt, im 13. Kapitel («Nie»), stehen Hulda und Randver am Scheideweg – er will das Glück des Lebens auf eigenem Boden finden, sie aber möchte es in der Welt suchen.

Stilistisch steht der junge Autor ganz in der Schuld seiner großen skandinavischen Vorbilder. Er bemüht sich um eine realistische Schreibweise, doch kommt in den Dialogen und den Monologen der Hauptfiguren der Überschwang der Gefühle immer wieder zum Durchbruch, und auch die Botschaft trägt der Autor mit allzuviel Pathos vor.

Sprachlich-literarisch besitzt «Das Naturkind» sicher keinen besonderen Wert, doch entdecken wir in dem Debüt des Sechzehnjährigen Spuren seines späteren Werks: Die Frage nach dem Sinn menschlicher Existenz wird Laxness nie verlassen, und das Religiöse spielt in den späteren Romanen – so in «Das wiedergefundene Paradies» oder in «Seelsorge am Gletscher» – eine gewichtige Rolle, auch das Moment der durch eigenhändige Arbeit gewonnenen Lebensfreude taucht immer wieder auf.

Fünf Jahre sollten dahingehen, bis der Autor sein nächstes Stück Prosa veröffentlicht, ein Werk, das auf den ersten Blick einen eigenartigen Eindruck macht. Das 1924 publizierte «Undir Helgahnúk» (Am heiligen Berg) besteht nämlich aus zwei unterschiedlich langen Abschnitten, sie wirken provisorisch, halbfertig und bruchstückhaft – sie sind auch nur Teile eines geplanten größeren Romanprojekts.

Das Unausgegorene kommt schon im Druckbild der zwei Abschnitte zum Ausdruck; die beiden ersten Kapitel, die die «Einleitung» bilden, sind mit kleineren Schrifttypen gesetzt, ehe dann im Normaldruck die Kapitel eins bis sieben folgen, die wiederum in 55 Unterabschnitte aufgeteilt sind. Wie wir vom Autor wissen, macht diese gedruckte Fassung aber nur etwa ein Drittel seines Manuskripts aus, die restlichen zwei Drittel blieben ungedruckt. Die Gründe dafür werden später aufgezeigt werden.

In der «Einleitung» lesen wir von zwei isländischen Freunden, die gemeinsam in Kopenhagen studieren; ihre Namen Snjolfur Asgrimsson und Kjartan Einarsson stehen jeweils über dem Kapitel, das von ihnen erzählt.

Snjolfur heiratet eine dänisch-amerikanische Witwe, da er sich verpflichtet fühlt, eine Frau, die sich ihm einmal hingegeben hat, zu heiraten, will er doch «keine Frau zur Hure» machen. Kjartan gibt seine Studien auf und geht nach Rom, um Bildhauer zu werden, er wird im Lauf der Zeit ein «Original». Mit Hilfe seiner Mutter setzt er das Theologiestudium fort, macht sein Examen, lernt Johanne, seine spätere Frau, kennen.

Dieser «Vorgeschichte» folgt das Prosastück «Am heiligen Berg». Am Fuße dieses Berges, in Stadur im nördlichen Island, liegt nämlich das Haus, das der Pastor Kjartan mit seiner Frau Johanne bezogen hat. Jedoch handelt das Erzählte nicht von ihnen, oder doch nur sehr am Rand, sondern von ihrem Sohn Atli Kjartansson, von seinem Wachsen und Reifen berichtet der Erzähler: von seiner Geburt, von den Jahren der Kindheit und der frühen Jugend bis hin zu jenem Tag, da er das elterliche Heim verläßt und nach Reykjavik zieht. Atlis Erlebnisse, weit mehr jedoch seine inneren Erfahrungen machen den Schwerpunkt der Geschichte aus. Atli ist ein Grübler, voller Phantasie, ein Knabe, der sich selbst und seine Umwelt vergißt, wenn er in einem seiner ihn häufig überfallenden Tagträume versinkt. In einem der Träume findet er sich versetzt in die Welt der Unterirdischen, der Elfen und Trolle, und der Herrscher dieser Welt tauscht bei dieser Gelegenheit sein Herz gegen den «Stein der Macht» aus. Erwachend aus seinem Traum, entdeckt er in seiner Brusttasche einen kleinen herzförmigen Stein, dies bestärkt ihn in seinem Glauben, daß in der Welt allein die Macht herrscht; er ist nun fest entschlossen, ein großer Mann in dieser Welt zu werden, und dabei sollen ihm Härte und Ehrgeiz – so nimmt er sich vor – helfen.

Die Lektüre der Schriften von Ibsen, Strindberg, Björnson, Jacobsen und Darwin läßt ihn den Glauben, in dem ihn seine Eltern erzogen haben, in neuem Licht sehen: «Er verachtete die Kirche, die Konfirmation, seinen Vater und alles andere [...] wenn es etwas in der Welt gab, das er nicht verachtete, so war dies Aslaug Snjolfsdottir» (Abschnitt 44). Aslaug ist die gleichaltrige Spielkameradin Atlis, sie ist die Tochter des aus Amerika zurückgekehrten Studienfreundes des Vaters, der die Verwaltung des Pastorenhofes übernommen hat. Sie werden zusammen groß und gehen gemeinsam zur Konfirmation, sie bewahrt ihren Glauben und wird Atlis guter Geist. Aslaug steht ihm nicht nur im Traum bei, sie steht ihm auch in der Wirklichkeit des Tages bei: Am Abend vor seiner Abreise nach Reykjavik zum Studium begegnen die beiden einander, er erzählt ihr, einmal in der Welt aus eigener Kraft ein großer Mann werden zu wollen, und dann zeigt er ihr das kleine rote Steinherz. Aslaug nimmt den Stein und ritzt mit ihrem Halsschmuck, einem Silberkreuz, den Namen Jesu darauf.

Zornig versucht er mit einem Messer, die Buchstaben zu entfernen, doch verletzt er sich dabei. Während sie ihm hilft, das Blut zu stillen, geraten sie in ein längeres Gespräch und schließlich stimmen sie ein altes isländisches Volkslied an und singen sich, so der Erzähler, mit jeder Strophe «tiefer und tiefer in die Dichtung – in das Fest jenseits des Tages». Atli stirbt nicht wie der Held des Liedes durch seine Begegnung mit den Elfen, Christus und Sancta Maria erweisen sich stärker als die Macht des Bösen – so sagen die letzten Verse des Liedes, mit denen das Buch endet.

Unübersehbar ist es Atli Kjartansson, der im Mittelpunkt der Handlung steht, sein Vater und auch die Mutter sind wenig bedeutsame Nebenfiguren, sie dienen nur zur Beschreibung seines Heranreifens; allein Aslaug Snjolfsdottir, die gleichaltrige Spielgefährtin, zeigt ein gewisses Profil. Den Erzähler interessiert nur die geistige Entwicklung seines männlichen Protagonisten: die schon sehr früh einsetzenden Fragen nach den religiösen und kirchlichen Geheimnissen, die Begegnung mit dem Tod, die aus der Lektüre moderner Autoren gewonnene Erkenntnis, Religion sei nichts als «Hirngespinst und Unsinn», Christus sei kein Gott, das Neue Testament nichts anderes als ein Roman (Kap. 43). Was für ihn zählt, was ihm allein erstrebenswert erscheint, ist Macht und Größe.

Etwas allzu plötzlich und abrupt läßt Atli im letzten Kapitel von all dem ab. Eben noch bringt er im Gespräch mit Aslaug seine tiefe Verachtung für das Christentum zum Ausdruck, dann schließt er sich nach seiner Verletzung der Meinung des Mädchens an, stimmt mit ihr in das Lied ein, das von der Schönheit jenseits des Tages, von Maria und Christus handelt. Warum dieser Schluß, fragt sich der Leser unwillkürlich. Die Frage muß auch dem jungen Autor gekommen sein, stellt er doch dem Buch ein Vorwort voran: «Der einleitende Abschnitt ist ein Auszug aus einem ganzen Buch über Snjolfur Asgrimsson und Kjartan Einarsson. Das Buch ist im Stadium der Vorarbeit steckengeblieben und wird in seiner Gesamtheit der Allgemeinheit nicht präsentiert.

Als eine Art Fortsetzung dieser Erzählung liegt als Vorarbeit ein weiterer Roman über Atli Kjartansson vor, etwa doppelt so lang wie der jetzt publizierte. Ob diese Arbeit jemals vollendet wird, ist jedoch nicht sicher – in jedem Fall aber nicht in den nächsten sieben Jahren. Das Buch ist in Saint Maurice de Clervaux im Winterhalbjahr 1922-23 geschrieben.»

Im Sommer 1923 schickt Laxness das Manuskript nach Reykjavik, dort erscheint es fast ein Jahr später, im Mai 1924. Was aber besagt das Versprechen des Autors im Vorwort, möglicherweise ein umfangreicheres Manuskript über Atli Kjartansson noch zu Ende zu schreiben, – «in jedem Fall aber nicht in den nächsten sieben Jahren»? Was verbirgt sich hinter

Halldór Laxness im Dezember 1921 in Innsbruck, aus: *Heiman eg fór,* 1952.

diesem Vorbehalt? Dieser wird verständlich, wenn wir uns Laxness' Biographie vor Augen halten, spielt er doch mit dem Gedanken, in den nächsten sieben Jahren Theologie zu studieren. Davon wird ausführlicher die Rede sein im Zusammenhang mit dem Roman «Der große Weber von Kaschmir».

Aus Bruchstücken, skizzenhaft hingeworfen und wenig durchdacht, setzt sich der schmale Band «Am heiligen Berg» zusammen; Fragment sollte auch das nächste Prosastück des Autors bleiben. Die Worte «Von daheim ging ich fort» (Heiman eg fór) setzt er auf das Titelblatt, sie sind einem der Rätsel von Gestr dem Blinden aus der «Saga von Hervör und König Heidrek» (Hervarar saga ok Heiðreks konungs) entnommen. Das Frontispiz zeigt einen feschen Jüngling mit Hut, fesch hier im österreichischen Sprachgebrauch als «nett, freundlich» gemeint, ist doch das Foto im Dezember 1921 in Innsbruck gemacht: der 19jährige Halldór Laxness. Fast 30 Jahre sollte das Manuskript im Kloster Saint Maurice de Clervaux in Luxemburg liegen bleiben, ehe es Professor Stefán Einarsson dort entdeckte; der junge Schriftsteller hatte es im Herbst 1924, als er das Kloster verließ, vergessen. Offensichtlich hielt er es zu jener Zeit für nicht wichtig. Erst 1952 bringt Laxness «Von daheim ging ich fort» zum Druck; «ein Selbstporträt aus der Jugend» sei es, schreibt er in einem knappen Vorwort, «eines Jünglings Dichtung und Wahrheit (im Original deutsch) über die Übergangszeit bis zum Alter von 17 Jahren». In den beiden ersten Kapiteln erinnert sich der Erzähler an Ereignisse, die sich vor drei Jahren zutrugen, als er in Tirol viele Blätter beschrieb, denen er einen deutschen Titel, «Das rote Büchlein», voransetzte. Von seiner Herkunft und Kindheit lesen wir in den Kapiteln 3 bis 10; von Vater und Mutter und dem Familienleben auf dem Land, von den ersten Lektüreeindrücken, von der ersten großen Erzählung, die er schrieb. Die Kapitel 11 bis 23 erzählen von Erlebnissen in Reykjavik vom November 1918 bis zum April 1919; dort begegnet der Erzähler Stein Ellidi, einem jungen Dichter wie er. In einem literarischen Zirkel provoziert er seine Zuhörer mit einer Vorlesung, «wie sie auf Island noch nicht gehalten wurde» (Kap. 13); mit bitterbösen und kritischen Worten setzt er sich mit der so hochgeschätzten Kultur Islands auseinander: «ein Land des Alters» sei es, nichts langweiligeres als Snorri Sturlusons «Heimskringla» habe er gelesen, menschliche Gefühle und Seelenleben könnten die Sagas nicht gestalten, hingegen Autoren wie J.P. Jacobsen und H. Bang; auch die Sprache der Saga sei nicht zu vergleichen mit dem Dänischen von Björnstjerne Björnson oder dem Englischen von G.B. Shaw (Kap. 14). In dem «Meister» Asgrimur findet er seinen geistigen Führer, und in Frau Svala die Frau, die ihn seinen Haß auf die Frau

vergessen läßt, sie wird ihm «lebendiges Sinnbild» für das «ewig Weibliche» (im Original deutsch), «eine heilige Frau» (Kap. 18). In ihrer Nähe verliert der Erzähler seine innere Unsicherheit: «Es war, als wäre die Frau zu dieser Stunde geschaffen worden, wenigstens habe ich die Frau nicht zuvor gesehen» (Kap. 25), heißt es gegen Schluß des Buches, bevor es unvermittelt schließt.

«Spreche ich von Begebenheiten und Ereignissen, so meine ich damit etwas, was meiner Seele widerfahren ist,» beginnt das zweite Kapitel des Buches, und in der Tat spielen die äußeren Vorgänge des Erzählten keine wesentliche Rolle, im Zentrum steht die geistige Entwicklung des Ich-Erzählers, der viel mit dem jungen Laxness gemein hat, zumindest die Lebensdaten entsprechen den seinen.

Der Entwurf ist nicht geglückt, dies spürt wohl auch der Autor, so läßt er das Manuskript im Kloster liegen, es ist ein erneut mißlungener Versuch, seine Erfahrungen in einem Roman zu gestalten, nicht mehr. Doch sollte ein Wort, das das Erzähler-Ich am Schluß des ersten Kapitels spricht – «Jetzt bin ich bald 22 und sollte ich gefragt werden, was ich tue, so sage ich, am liebsten nenne ich mich einen Pilger», – nicht nur so dahingesagt sein. Dieses Wort paßt sehr gut auf den gleichaltrigen Autor; er fühlt sich als Pilger auf dieser Erde. Doch wohin wird ihn die Wanderung führen?

Schon beim Schreiben des Manuskripts, das dann für Jahrzehnte in dem luxemburgischen Kloster liegen gelassen und vergessen werden sollte, gehen Laxness Gedanken und Pläne für das nächste Prosawerk durch den Kopf. Klar ist ihm geworden, daß für sein neues Vorhaben ein Protagonist genügt: Stein Ellidi wird der Ich-Erzähler heißen.

In einem Interview mit der Zeitung «Morgunblaðið» im Dezember 1924 teilt der junge Autor der isländischen Öffentlichkeit mit, daß er vorhabe, das Land für immer zu verlassen, ihm passe «das Polarklima» nicht so recht, und so wolle er nach dem Süden ziehen. Bevor Laxness nun Island – wie er wähnt – endgültig verläßt, sei ein kurzer Blick auf sein Leben seit seiner ersten Ausfahrt von der heimatlichen Insel gestattet.

Als Siebzehnjähriger fährt der junge angehende Schriftsteller im Sommer 1919 nach Dänemark, Schweden und Norwegen, seinen Lebensunterhalt verdient er sich durch Erzählungen, die in dänischen Zeitungen erscheinen. Gewiß trifft er mit allen möglichen Menschen zusammen, doch die meiste Zeit verbringt er beim Bücherlesen, mit wahrem Heißhunger verschlingt er August Strindbergs Prosa mit ihren gesellschaftskritischen Ausbrüchen und dem immer wieder durchbrechenden Frauenhaß. Im Sommer 1920 ist er zurück in Island, im Herbst 1921 geht es erneut hinaus in «die große Welt», dieses Mal nach Deutschland und Österreich; er

macht Bekanntschaft mit den politischen, philosophischen und literarischen Ismen der Nachkriegszeit, einen sehr nachhaltigen Eindruck sollte insbesondere die Lektüre von Otto Weiningers «Geschlecht und Charakter» hinterlassen, bestärkte es ihn doch in seinem Frauenhaß und seiner Abscheu vor allem Sexuellen, die er bereits bei Strindberg gefunden hatte. Im Winter 1921/22 schreibt er in Tirol ein Stück Prosa, «Das rote Büchlein» nennt er es, weil es, wie er schreibt, «mit meinem Herzblut geschrieben ist». Das Manuskript bleibt liegen, es ist ein weiterer Vorentwurf für seinen großen Roman. Im April 1922 fährt er nach Amerika, doch muß er mit dem selben Schiff, mit dem er gekommen ist, zurückreisen, da ihm das Geld ausgegangen ist, – weiter als nach Ellis Island sollte er nicht gelangen. Im Sommer finden wir ihn auf Bornholm, wo er durch einige Gläubige und Geistliche die katholische Kirche kennenlernt; ein Empfehlungsschreiben des dänischen Schriftstellers Johannes Jørgensen (1866–1956) öffnet ihm die Tür zu dem Benediktinerkloster St. Maurice de Clervaux in Luxemburg, wo er im Dezember 1922 von den Mönchen freundlich aufgenommen wird. Im Zusammenleben mit den Mönchen, durch die Teilnahme an der täglichen Messe und den anderen Gebetsübungen findet er Zugang zu den Riten der Kirche, die Unterweisung im katholischen Glauben schließt mit der Tauffeier am Heiligen Dreikönigstag, am 6. Januar 1923. Die Taufe nimmt der Bischof von Luxemburg vor, und der Täufling wählt sich den Namen des irischen Märtyrers Kilian, fortan wird er sich Halldór Kiljan Laxness nennen. Im Oktober wird er oblatus saecularis, er besucht in Paris den Jesuitenpater Jon Sveinsson – ein viel gelesener Jugendschriftsteller (Nonni-Bücher) in katholischen Kreisen –, erlebt Lourdes und besucht dann eine Schule der Jesuiten in Middlesex, wo er sich mit der lateinischen Sprache, der Kirchengeschichte und Büchern katholischer Autoren intensiv beschäftigt. Weihnachten verbringt er bei Kartäusern, einem Orden strengster Observanz, im März 1924 trifft er auf Island ein, und hier macht er sich als ein engagierter Verteidiger seines neugewonnenen Glaubens einen Namen. Gegen die gehässigen Vorwürfe des Schriftstellers Þórbergur Þórðarson verteidigt er die Kirche in der Schrift «Katholische Standpunkte» (Kaþólsk viðhorf, 1925). Laxness setzt sich insbesondere mit der angeblichen Kulturfeindlichkeit der Kirche auseinander, ausdrücklich verweist er auf die bedeutsame Rolle der Kirche als Kulturbringerin all die Jahrhunderte hindurch.

Für die verschwindend geringe Zahl der Katholiken im protestantischen Island ist Laxness ein Gewinn, gibt er doch nicht nur offen eine «Antwort auf Angriffe» (Svar gegn árásum), so lautet der Untertitel seiner apologetischen Schrift, er tritt auch als Taufpate eines der angesehen-

sten Lyriker Islands, Stefán frá Hvítadal, auf. Der Zweiundzwanzigjährige zeigt sich als übereifriger und streitbarer Konvertit, er brennt darauf, Theologie zu studieren und Priester zu werden, um dann seiner Kirche in der nordischen Mission dienen zu können.

Von der Zeit bei den Benediktinern berichtet ein Tagebuch, das Laxness 1987, also 65 Jahre nach seinem Aufenthalt im Kloster St. Maurice de Clervaux, veröffentlicht. «Tage bei den Mönchen» (Dagar hjá Múnkum) überschreibt er seine Notizen und Aufzeichnungen, die mit dem Aschermittwoch (14. Februar) beginnen und mit dem 8. Sonntag nach Pfingsten (24. Juli 1923) schließen; sie vermitteln ein bewegendes Bild von den inneren Kämpfen des jungen Konvertiten, von seinem Denken und Fühlen, seinen Ängsten und Freuden: wir lesen von seinen Gebeten in der Gemeinschaft der Mönche, vom täglichen frühmorgendlichen Besuch der Messe – die Liturgie der Karwoche und der gregorianische Gesang machen einen tiefen Eindruck auf ihn –, wir erfahren aber auch von den Anfechtungen und Versuchungen (insbesondere durch weibliche Kirchenbesucher), von dem Bekennen seiner Sünden in der Beichte, von der Kommunion, weniger von seinen Studien und der französischen Lektüre, nur marginal verweist er auf seine Arbeit an «Atli» – erschienen unter dem Titel «Am Heiligen Berg» –, so notiert er am 8. April: «Ich habe einen Teil geschrieben und Gott gebeten, mir bei der Arbeit beizustehen, die wahrscheinlich meine letzte Dichtung sein wird». All seine Erfahrungen vertraut der Schreiber mit tiefem Ernst und heiligem Eifer den Tagebuchblättern an; allein die ihn für längere Zeit heftig plagenden Zahnschmerzen (vom 7.–15. März) bringen einen etwas erheiternden Akzent in die Notizen – warum, fragt man sich, sucht er denn nicht endlich den Zahnarzt auf?

Das 1987 publizierte Tagebuch hat Laxness mit Erläuterungen und Anmerkungen eingerahmt, der Fünfundachtzigjährige blickt zurück auf jene Zeit, die er im Kloster verbrachte, gern erinnert er sich an das Zusammenleben mit den Benediktinern, für sein Leben haben «der Katholizismus und das Christentum an jenem Platz» nicht wenig bedeutet, waren sie doch auch die inspirierende Quelle für den Roman «Der große Weber von Kaschmir».

«Man darf sagen, daß der Weber der erste meiner Romane ist, der diese Bezeichnung verdient, geschrieben wurde er unter dem Stern des Katholizismus. Der Weber ist ein großer Versuch, und die Erzählung spielt in einer sehr alltäglichen Atmosphäre, außer wenn der Erzähler vom philosophischen Eifer ergriffen wird. In dem Buch versuchte ich, mehrere der Probleme, die meiner Meinung nach die Gedanken der Menschen im

Chaos der Nachkriegsjahre beschäftigten, zu untersuchen. Die Hauptperson Stein Ellidi eignet sich einen Großteil der Lebensanschauungen und Lehren, die damals umgingen, neue Ismen und Strömungen an, prüft deren Gültigkeit und versucht, alle Bande zu seiner Vergangenheit abzuschneiden». So also sieht Laxness, nun über 80 Jahre alt, den Roman, der sechs Jahrzehnte zuvor veröffentlicht wurde. Wie war die Situation damals?

Im Mai 1925 verläßt Laxness Island, nach dem Süden Europas führt ihn die Reise, weil ihm das «Polarklima» daheim nicht behagt (davon war bereits die Rede); über Rom, wo er die Feiern des Heiligen Jahrs miterlebt, geht es nach Sizilien. In Taormina schreibt er dann bis Ende September das Manuskript des Romans, der ihm schon seit einiger Zeit durch den Kopf geht; bei Tag und Nacht schreibt er, in einer Art Rausch – «nachts splitternackt», erinnert er sich später. Im Oktober ist er im Kloster St. Maurice de Clervaux, legt dort am 15. Januar 1926 die Professus oblatus ab und kehrt «im Frühling 1926 mit dem «Großen Weber von Kaschmir» unter dem Arm» («Zeit zu schreiben») nach Reykjavik zurück.

Die Weihnachtsnummer der Zeitung «Morgunblaðið» (24.12.1925) bringt bereits eine zentrale Passage des Romans unter dem Titel «Stein Ellidi spricht mit dem Herrn vor dem Kreuz» (Stein Elliði talar við Drottin frammá fyrir krossin), der ganze Roman wird aber erst in den frühen Monaten des Jahres 1927 heftweise herauskommen. 502 Seiten zählt die erste Auflage; die zweite (1948) wird etwas gestrafft, die dänische Übersetzung (1975), die der dritten Auflage (1957) folgt, wird vom Autor nochmals korrigiert, diese Textänderungen berücksichtigt die deutsche Übersetzung von Hubert Seelow (1988), nach der in der Folge zitiert wird.

«Der große Weber von Kaschmir» besteht aus – wie der Autor dies nennt – acht Büchern. Ein jedes Buch wiederum setzt sich zusammen aus einer kleineren oder größeren Zahl Kapitel oder Abschnitte.

Was wird erzählt? – Das Erste Buch, Kapitel 1–10, versetzt uns nach Thingvellir und macht uns mit den Angehörigen einer wohlhabenden Reederfamilie bekannt: mit Frau Valgerdur und ihren Söhnen Grimulf und Örnulf, Direktoren der Ylfingur-Reederei, deren Leben durch die Arbeit für das Unternehmen bestimmt wird. Grimulfs Frau, Jofrid, leidet an Schwindsucht, sie ist eine leidenschaftliche und zugleich schwermütige Frau, «sie war immer ängstlich, immer ratlos» (16). Ihr Sohn, Stein Ellidi, «etwas über achtzehn Jahre alt» (14), ist die Hauptfigur, «er besaß ein zweites Ich, das jenseits des Alltagslebens beheimatet war» (ebd.), von ihm heißt es, er sei ein Genie und inspirationsreicher Dichter; er hat vor, Island zu verlassen: «Ich will fahren, Dilja, ich will sehen. Ich bin zum Se-

hen geboren für eine weite Welt, eine große, weite Welt mit vielen Ländern und Städten [...]» (21f.). Die Angesprochene, die nur um ein Jahr jüngere Dilja, weiht er in seine Zukunftspläne ein, er fühle sich als «der große Weber von Kaschmir» (29), die Dichtkunst sei seine Geliebte (40), er werde eine «neue Epoche der Weltliteratur herbeidichten, wie Dante Alighieri» (ebd.), er ist sich gewiß, «eine für die Schönheit empfängliche Seele bekommen [zu] haben, die Fähigkeit, die Herrlichkeit im Anblick der Dinge preisen zu können.» (41). Ihr Gespräch auf Thingvellir – bei dem eigentlich nur er das Wort führt – vor seiner Abreise in die Welt schließt mit dem feierlichen Gelöbnis, «daß wir unsere Seele und unseren Körper der Wirklichkeit opfern, die hinter dem Schöpfungsakt steht und im Anblick der Dinge leuchtet» (43).

Das Zweite Buch, Kapitel 11–29, bringt in den Kapiteln 11–19 einen Brief von Dilja an Stein, der nie abgeschickt werden wird: «Fürchte nicht, daß ich Dir diesen Brief jemals schicken werde.»(48). Sie erzählt von ihrer Kindheit, von ihren Erlebnissen mit ihm, von ihrer Bewunderung für den nur ein Jahr älteren Spielkameraden; sie berichtet von ihrer Sehnsucht, wenn er mit seinen Eltern Reisen in der Welt unternahm, wie er ihr von den neuesten Werken der modernen Meister vorschwärmte, vom Dadaismus und Expressionismus, wie er Wortspiele von Max Jacob, Majakowski und Marinetti vortrug, von André Breton, Soupault und Ehrenburg wie über himmlische Offenbarungen sprach und an die erlösende Kraft der russischen Revolution glaubte. Dann bringt sie sogar einige dadaistische Verse von ihm (61ff.) und sechs Geschichten für Kinder (Kap. 19), die sie einmal für ihn geschrieben hat.

Die Kapitel 20–27 enthalten einen Brief von Jofridur, Steins Mutter, an Dilja, geschrieben im Januar 1922 in einem Hotel in Neapel. Sie erzählt von ihrem Leben, von ihrer unglücklichen Ehe, der mangelnden Liebe, von ihrer Enttäuschung, als der Sohn sich von ihr abwandte; in leidenschaftlich-dunklen Farben berichtet sie von einem Liebesabenteuer in Spanien, bei dem sie im entscheidenden Augenblick von Gewissensbissen gequält wurde und den Liebhaber fortschickte. Von dieser «schmutzigen» Seite der Liebe will Dilja nichts wissen, für sie ist «die Liebe, die Liebe, das Göttlichste im Leben» (87). Im letzten Kapitel des Buches wandern dann ihre Gedanken zurück in jene Zeit, da sie Stein am Klavier zu Liedern von Grieg, Schubert und seiner Übersetzung von Heinrich Heines «Der Doppelgänger» begleitete: «Die Lieder werden nie mehr gesungen», lautet der letzte Satz.

Im Dritten Buch, Kapitel 30–46, sitzt Stein im Abteil des Expresszuges Rom-Paris, es ist der Herbst 1921, ihm gegenüber – zum ersten Mal in sei-

nem Leben – ein Mönch. Während der Zug «westwärts durch Frankreich» rast, geraten sie in ein Gespräch, das freilich recht einseitig ist, überschüttet doch Stein den Benediktiner mit einem unaufhörlichen Redestrom. Er kommt auf die katholische Kirche zu sprechen, bezeichnet den Katholizismus als die Wahrheit, den Protestantismus hingegen als mißlungenen Liberalismus; das Christentum hat versagt, stellt er fest, war es doch nicht stark genug, den Krieg zu verhindern, nur ein Blinder vermag nicht zu sehen, daß das kommunistische System das Gesellschaftssystem der Zukunft sei – so redet er auf den Mönch ein –, Benedikt von Nursia gilt ihm mehr als Alexander Borgia. Vom Politischen wechselt er dann zum Persönlichen, er sucht nach der Vollkommenheit, nach Gott, doch auch die Kunst fordere große Opfer, mehr Selbstverleugnung als das Mönchtum.

In einem Brief aus Sussex vom Sommer 1924 an seinen Gesprächspartner kommt Stein dann erneut auf diese Themen zurück: Was ist Gott? Was ist der Mensch? Wofür lebt er? Ideale benötigt der Mensch, er will «einer dieser großen Männer» sein, «die die Welt braucht, um den schonungslosen Kampf gegen die Feinde der Menschheit zu führen» (119), dann wieder schreibt er: «Ich bin der Barbar des zwanzigsten Jahrhunderts» (ebd.), nur wenig später: «Ich singe das Loblied der Keuschheit» (120), ist doch der Keusche mit seinem Ideal verheiratet, er liebt nur die Menschheit (121). Nichts ist ihm verhaßter als die Frau, die Nebenbuhlerin und Konkurrentin Gottes, wenn es um die Seele des Mannes geht (124), und dann zitiert er sogar Dr. Weininger und verwendet dessen Vokabular über das Wesen der Frau.

Neujahr 1925 schreibt er an seinem Brief weiter, dieses Mal in London. Selbstquälerisch stellt er seine Fragen nach dem Sinn des menschlichen Daseins, nichts als eine Illusion sei es: «Der Mensch ist nur Eitelkeit» (137). Was ist der Sinn des Lebens?

> «Was wird aus mir?
> und bald verlischt die Sonne
> und Erdenstaub vergeht.
> Und alles wird zunichte
> und keine Welt besteht –»

zitiert er Soupault (138). Wo kann ich meine Seele erquicken? «Vielleicht ist kein Paradies, weder im Diesseits noch im Jenseits, einem isländischen Tal vorzuziehen [...]. Hier ist alles, was ich liebe. Hier ist meine Kirche. Hier will ich wachen und schlafen, leben und sterben». Am Schluß des Briefes gerät er in Ekstase: «Die isländische Gebirgsnatur ist meine Ge-

liebte und meine Frau, laß mich in ihren Armen sterben. Laß meine Seele mit ihr eins werden im Tod.»

Im Vierten Buch, Kapitel 47–52, tritt Stein nicht auf, sein Name fällt nur im Gespräch zwischen Dilja und Örnulf; die Szene ist Reykjavik, 1924, sie lebt in ihren Träumen, er ist eine der wichtigsten Stützen der Gesellschaft. Der um vieles ältere Örnulf bemüht sich um Dilja, die sich «nach der Erfüllung des Lebens» (152) sehnt, schließlich erklärt er ihr, daß er sie schon immer geliebt habe, all seine Arbeit, um der mächtigste Mann des Landes zu werden, habe er nur getan, um in ihren Augen bestehen zu können. Was sei denn Stein? Nichts als ein Gaukler, ein Dichter, ein gewissenloser Geist, seine Seele ist ein durch und durch verlogenes Ungeheuer (167).

Das Fünfte Buch, Kapitel 53–61, bringt erneuten Szenenwechsel: Stein ist im Frühjahr 1925 nach Taormina auf Sizilien gereist, um das Grab seiner Mutter aufzusuchen. Er lernt den letzten Freund seiner Mutter kennen, Bambara Salvatore, Millionär, Faschist und Verächter der Menschheit – «Zwei Europäer des zwanzigsten Jahrhunderts, zwei maskierte Seelen, zwei Schauspieler» (180), heißt es von ihm und Stein. Stein will schließlich seiner Eitelkeit ein Ende machen, er will Zyankali einnehmen, doch beim Schreiben des Abschiedsbriefes an Salvatore grinst der Mond über dem Ätna durch das Fenster, und er wirft «sich wie ein Akrobat über den Balkon hinunter und machte zwölf Saltos, ehe er unten ankam». Das ist der letzte Satz des Kapitels 58. Die restlichen Kapitel des Buches, 59-61, zeigen Stein im Zentrum grell-phantastischer Traumbilder: Auf einem rauschenden Fest unter den Frauen des Sultans von Kairo; als sich die Türen öffnen, trifft er den Benediktinermönch aus dem Rom-Paris-Express, der ihn auf den Leicester Square führt, wo Jesus, gekleidet nach der neuesten Mode, gekreuzigt wird. Stein drängt sich durch das Gewühl der Menschen, «lauter Huren», alle Menschen sind Huren (198), und dann merkt er plötzlich, daß auch er dazu gehört.

Zu Beginn des Sechsten Buches, Kapitel 62–74, kämpft sich Stein in Luxemburg in einer stockfinsteren, regnerischen Nacht durch Dornengestrüpp einen Berg hinauf, schmutzig und zerlumpt steht er schließlich vor der Pforte eines Klosters. Mit leeren Händen steht der große Weber von Kaschmir da: «Was soll ich tun? Meine Leiden haben alle Grenzen überschritten.» (208). Pater Alban, sein Reisebegleiter aus dem Rom–Paris-Express, nimmt ihn freundlich auf, als Gast des Hauses lernt er das Leben der Mönche kennen, ihre Gebete und die Messe bilden anfangs eine eigenartige Welt für Stein, bis sein stolzes Ich sich demütig vor dem Kreuz niederwirft: «Im Kreuz ist Heil, sagt der große Meister der Imitatio; im Kreuz ist Leben [...]. Es gibt keinen Seelenfrieden und keine Hoffnung auf

ewiges Leben, außer im Kreuz. O crux, ave, spes unica!» (221). Sein geistlicher Mentor, Pater Alban, führt ihn ein in die christliche Askese, in Pascals «Pensées», die «Exercitia spiritualia» des Hl. Ignatius, in Thomas von Aquin und in die «kostbarste Perle von allen», Thomas von Kempens «Imitatio Jesu Christi». Vor dem Hochaltar schwört er «dem lutherischen Irrglauben ab, in dem er erzogen war» (237), der große Weber von Kaschmir war abgetan, Stein will in den Orden eintreten; er wird benediktinischer oblatus secularis, opfert Leib und Seele Gott, bevor er sich noch einmal vor der endgültigen Absage an die Welt nach Island aufmacht.

Im Siebenten Buch, Kapitel 75–89, erleben wir Stein im Sommer 1926 auf Island. Seinen Verwandten und auch anderen Menschen gegenüber tritt er abweisend, hochfahrend, ja, rücksichtslos auf, selten läßt er sich in Reykjavik sehen, meist unternimmt er tagelange Reisen im Ostland: «Die Wahrheit ist in der Kjos» (265). Er hört von Diljas Ehe und dem Tod ihres Kindes; und wenn er sich auch bemüht, ihr aus dem Weg zu gehen, – er liest zur Abwehr der fleischlichen Anfechtungen in der «Imitatio» –, so lassen sich doch Begegnungen mit ihr nicht vermeiden. Er macht ihr klar, daß es seine Berufung sei, der Welt im Namen Jesu Christi zu entsagen, ihre Antwort ist: «Nimm die Maske ab, Stein.» (291). Bei einem Ritt über das Land müssen sie in einer dunklen und regnerischen Nacht um Unterkunft in einem Bauernhof in der Nähe von Thingvellir bitten; dort finden sie zueinander: «Denn du bist das einzige, was ich liebe. Die Liebe des Mannes zur Frau ist das einzige Wahre im Leben. Alles in meinem Leben ist Lüge, außer dir.» (300). Als er am nächsten Morgen – Dilja ist bereits davongeritten – «seinen Blick über den Kranz von Bergen schweifen ließ, der die Ebene von Thingvellir umgibt und dem sich seine Vorväter seit tausend Jahren an diesem geheiligten Ort gegenübergesehen hatten, da war er davon überzeugt, daß es von größter Wichtigkeit sei, eine Heimat zu haben, die mit der Majestät des Unaussprechlichen gesegnet war. Er fand, nichts sei wesentlicher, als die Eigenschaften zu besitzen, die man braucht, um ein guter Isländer zu sein.» So endet das Buch.

Das Achte Buch, Kapitel 90–100, beginnt mit einem Brief Steins aus Ostende an Pater Alban, datiert vom 10. September 1926. Er kündet seinem «liebsten Freund und Vater» seine Ankunft im Kloster Sept Fontaines an, eröffnet ihm, daß sein Denken von einem schaudererregenden Expressionismus und von einer surrealistischen geistigen Umnachtung beherrscht werde, er sei aber nach wie vor «erzkatholisch» (305ff). Bei der Ankunft im Kloster hört er, Pater Alban sei zu den Kartäusern gegangen, zu jenen Mönchen, die für die Welt gestorben und begraben seien. Bei einem Besuch in Pater Albans neuem Kloster verbreitet sich Stein über die

kulturelle Krise der Gegenwart, die seine Heimat sei, und daß die Kirche den modernen Menschen nicht verstehe: in der anschließenden Beichte klagt er über die Verderbtheit der Seele; seine Sünden in Gedanken, Worten und Werken bekennt er in tiefster Zerknirschung – der Beichtvater aber weist ihn darauf hin, daß Gott dem, der seine Schwäche eingesteht, nie seine Gnade versagt.

In Rom, in einem Konvent der Salesianer, wo sich Stein auf das Theologiestudium vorbereitet, erreicht ihn aus Kopenhagen ein Brief Diljas, in dem sie ihm mitteilt, daß Gott ihn nicht so liebe, wie sie ihn, seine Antwort lautet: «Alles außer Gott ist eitel. Nur Gott ist Wahrheit. Mein Geist sehnt sich nach der ewigen Wirklichkeit hinter der Schöpfung» (325). Und auf ähnliche Weise antwortet er ihr, gekleidet in eine schwarze Soutane, als sie ihn im März 1927 im Konvent anfleht, sie doch nicht zu verlassen: «Geh und suche Gott, deinen Schöpfer, denn alles außer ihm ist Täuschung!» (333). Im letzten, dem 100. Kapitel, sehen wir Dilja durch das nächtliche Rom wanken, in der Morgendämmerung steht sie ermattet vor der «Fassade von San Pietro: Sie sah dem Katholizismus ins Gesicht. Und dort steht mit großen Buchstaben geschrieben: TU ES PETRUS ET SUPER HANC PETRAM AEDIFICABO ECCLESIAM MEAM. Das bedeutet: Du bist Stein, und auf diesen Stein will ich meine Kirche bauen.» (334).

«Der große Weber von Kaschmir» – Welche Assoziationen erweckt der Titel des Romans? Wohin führt er unsere Gedanken? Unvermeidlich werden sie nach dem Orient gelenkt, zu «Tausendundeiner Nacht», der arabischen Erzählsammlung mit ihren Märchen, Abenteuern und Legenden, oder noch weiter, nach dem fernen Osten, zum sogenannten «glücklichen Tal», dem von der Himalayakette umschlossenen Bergland, von dem kostbare Teppiche und Gewebe kommen: «Der große Weber von Kaschmir» mag so etwas wie «Der Weltenweber» bedeuten. Dem Roman setzt der Autor ein Motto in italienischer Sprache voran, Worte aus Dante Alighieris «Divina Commedia»; aus dem «Paradiso», XVII. Gesang, Vers 127–132:

> Doch soll dich das nicht hindern, ungeschminkt
> vollständig dein Gesicht zu offenbaren,
> und wer dann sündig ist, den laß sich kratzen,
> wird deines Worts anfänglicher Geschmack
> auch lästig sein, so wird es, verdaut,
> dem Hörer Lebensnahrung hinterlassen. (Übers. K. Witte)

Aufschlußreich genug sind die Worte, der Bekenntnischarakter und das autobiographische Moment des Romans werden mehr als deutlich her-

ausgestellt. Doch läßt es Laxness nicht bei dieser Anleihe bei dem am Beginn der italienischen Literatur stehenden Dichter, – gleich Dante, der die «Divina commedia» in 100 Gesänge gliederte, unterteilt er seinen Roman in 100 Kapitel oder Abschnitte.

Laxness ist wahrscheinlich durch Giovanni Papinis «Un uomo finito» (1912, dt. Ein fertiger Mensch, 1925) auf Dante gestoßen, hat doch der italienische Autor sein autobiographisches Buch mit einem Motto von Dante versehen und in 50 Kapitel und sechs Bücher untergliedert – der von seiner schriftstellerischen Begabung überzeugte junge Laxness macht daraus 100 Kapitel und acht Bücher. Papini erzählt die Geschichte eines jungen Menschen, der rastlos die Wahrheit und das Vollkommene sucht, es ist «nicht meine Biographie, aber der exakte Verlauf von dem, was in meinem Inneren geschah», die Geschichte seiner Seele erzählt er, es ist eine Beichte, ein ungestümer Monolog, ein Kampf wider Tradition und Konvention. Papini fand in seiner seelischen Verzweiflung zum katholischen Glauben, der junge Laxness mag in ihm, dessen «Storia di Cristo» (1921; dt. 1924) und «Un uomo finito» er im Original gelesen und in der isländischen Presse vorgestellt hat, gewiß einen Geistesverwandten gesehen haben (vgl. Kap. 31). Auch er schreibt nicht seine Biographie, aber den «exakten Verlauf» von dem, was in seinem Inneren geschehen ist.

«Die Welt ist wie eine Bühne, auf der alles für eine große Oper hergerichtet ist», lautet der zweite Satz des Romans, auch wenn der Er-Erzähler dann mit einer Beschreibung von Thingvellir fortfährt, so nimmt dieser Satz doch ein traditionsreiches Motiv der Weltliteratur auf: Shakespeares «All the world's a stage and we are the players» und das Theatrum mundi des Barock. Alle Personen, die in dieser ‹Großen Oper› auftreten, sind nichts als Figuren in der Hand des Spielleiters und Autors, selbst wenn sie sich, wie die Hauptfigur Stein, hochmütig-trotzig und widerstrebend gebärden. Neben Stein verblassen die übrigen Figuren: seine Mutter, Örnulf, Salvatore, Pater Alban und selbst Dilja, die Spielkameradin der Kindheit und die Geliebte, sie sind nur «Ausstrahlungen des Ich» – wie einmal im Zusammenhang mit dem expressionistischen Drama gesagt worden ist –, sie liefern nur Stichworte für Stein, erläutern und illustrieren seine Auftritte und Monologe.

Stein Ellidi erfährt und durchleidet das Chaos der geistigen und literarischen Ismen des frühen 20. Jahrhunderts; seine Suche nach dem Sinn menschlicher Existenz treibt ihn an den Rand des Wahnsinns, bis er die Wahrheit in der katholischen Kirche findet. Diesen Weg beschreitet auch der junge Autor, er findet die Wahrheit im Glauben der katholischen Kirche – für einige Zeit zumindest.